

Dr. Wilhelm Königs
Erläuterungen zu den Klassikern.
125. Bändchen.

Erläuterungen
zu
Gustav Freytags
„Die Ahnen“.

Erste Abteilung.
Ingo und Ingraban.

Von
Paul Sommer,
Rektor.

Preis 40 Pfg. — 48 Heller.

Verlag von Herm. Beyer in Leipzig.

Einleitendes.

Zu den jüngsten Kindern der epischen Muse gehört der Roman. Entstanden aus der schlicht und breit angelegten Prosanerzählung der romanischen Vulgärsprache (*lingua romana*) nahm er, sich allmählich zur eigentlichen Kunstform entfaltend, nach und nach die Stelle des im Altertume und Mittelaltertume beliebten Epos ein. Sein Hauptwerk liegt insbesondere in der streng psychologisch durchgeführten Charakteristik und Entwicklung, und so kommt es denn, daß gerade im Roman uns das Innenleben des Helden fast mehr noch als in andern Dichtungsarten erschlossen wird. Daß des Herzens Wallen und Regen hierbei mehr denn anderswo offen gelegt wird, kann nicht befremden; darum spielt auch das Kapitel der Liebe im Romane eine bevorzugte Rolle. Da die seelischen Konflikte, welche sich aus dem Verhältnis der Geschlechter zu einander ergeben, zumeist einen hohen Grad von Stärke und Intensität besitzen, so liegt in deren Darstellung und Entwicklung ein besonders ergiebiges Moment des Romans. Freilich darf dieses nicht das allein bestimmende sein und bleiben, weil ihm dadurch leicht das Männlich-Kräftige zu gunsten des Weiblich-Verschwommenen genommen wird und die Erzählung sich wenig über das Niveau einer platten alltäglichen Liebesgeschichte erhebt, deren Reiz künstlich und mühsam durch allerlei beabsichtigte und willkürlich hineingestreute und der Entwicklung des Ganzen aufgenötigte Manöver und Verwicklungen erhöht wird. Um äußerlich interessant zu wirken und künstliche Spannung zu erwecken, verschmäht man auch nicht das Ungewöhnliche, Sensationelle, und — mehr denn zulässig und natürlich — handhabt der Zufall in solchen Werken die Regie. Die Literaturgeschichte weiß in den letzten Jahrhunderten von solchen nur auf bloße Spekulation nach dem äußern Erfolg und der Gunst des Publikums gefertigten Romanen zu berichten; vielfach gedenkt sie solcher Auswüchse nur mit kurzen An-

deutungen oder übergeht sie in berechtigtem „Noblesse oblige“. Der nur für den bloßen Genuß des Augenblicks sorgende Teil des Publikums — und er ist leider nie gering gewesen — aber findet an solchen Werken Gefallen und zückt dadurch das für künstlerischen Feingeschmack und literarisches Edelempfinden so gefährliche und berüchtigte Modeschriftstellertum. Gegen diese Tandeware, die noch heute den buchhändlerischen Markt stark überflutet, heben sich die Romane, Novellen und Erzählungen wahrhafter Dichter bedeutend ab, so z. B. diejenigen Goethes, in denen der gewaltige Heros unserer Literatur so gern die geheimen Regungen seiner leicht erbebenden, leidenschaftlichen Seele sowie deren mannigfach verknottete Konflikte beichtend niederlegt. —

Einen gefunden Zug von Realität erhielt der Roman durch den äußerst fruchtbaren Walter Scott, der die Geschichte seines Heimatlandes zur Stofflage seiner Erzählungen machte und mit bisher unerreichtem Verstand und Nachempfinden uns in den Geist entschwindener Zeiten und Lebensanschauungen zu setzen verstand. Durch seinen Freund und Mitarbeiter an den „Grenzboten“, den trefflichen und gelehrten Julian Schmidt, wurde Gustav Freytag bald auf das seiner eigentlichen dichterischen Befähigung entsprechende Gebiet, den Roman, geführt und er schuf zwei Werke von literarischem, nationalem und sozialem Werte, die seinem Namen in seinem Volke dauerndes Unvergessenheit sichern: „Soll und Haben“ und „Die verlorene Handschrift“. Freytag selbst hatte schon lange für sich, wie aus seinen 1887 veröffentlichten „Erinnerungen aus meinem Leben“ klipp und klar hervorgeht, die Bedingungen eines literarisch-wertvollen Romans gefunden. Er sagt hier (S. 298): „Der Roman, viel gescholten und viel begehrt, ist die gebotene Kunstform für menschliche Schicksale in einer Zeit, in welcher tausendjährige Denkprozesse die Sprache für die Prosa darstellung gebildet haben. Er ist als Kunstform erst möglich, wenn die Dichtung und das Nationalleben durch zahllose geschichtliche Erlebnisse und durch die Geistes- und Kulturarbeit vieler Jahrhunderte mächtig entwickelt sind. Wenn wir aus solcher späten Zeit auf die Vergangenheit eines Volkstums zurückgehen, in welcher jede erhöhte Stimmung in gebundener Rede ausstübe, so erscheint uns, was damals unter andern Kulturverhältnissen der notwendige Ausdruck des Erzählenden war, als besonders vornehm und

ehrwürdig. In Wahrheit aber ist die Arbeit des modernen epischen Dichters, dessen Sprachmaterial die Prosa ist, genau in demselben Grunde reicher und machtvoller geworden wie die Fähigkeiten seiner Nation, das innere Leben des Menschen durch die Sprache zu schildern. Denn die Geschichte der Poesie ist im höchsten Grade nichts anderes als die historische Darstellung der Befähigung, jezeit dem, was die Seele kräftig bewegt, Ausdruck durch die Sprache zu geben.

Bei einem Volke von aufsteigender Lebenskraft ist dieser Ausdruck des inneren Lebens das Gebiet der Stoffe und was von dem Wesen des Menschen darstellbar ist, in jeder früheren Zeit enger und ärmer als in der späteren. Alle Fortschritte in der Bildung zeigen sich zunächst in der vermehrten Fähigkeit der Sprache, Gedanken und Empfindungen in Worte zu fassen und demnach in der Fähigkeit der Poesie, Geheimnis von Gefühlen und Charakteristisches der Menschennatur wirkungsvoll auszudrücken. Wenn uns das originelle Volkslied, die epische Erzählung, ja auch die dramatische Poesie irgend einer vergangenen Zeit in ihrer Eigentümlichkeit schön, groß, gewaltig erscheinen, so dürfen wir doch nicht übersehen, daß in jeder Zeit die Zahl der Stimmungen, der Charaktere und Situationen, deren Darstellung den alten Dichtern lochend und möglich war, nicht nur im ganzen sehr viel geringer war, als in der Gegenwart, sondern daß diese größere Befangenheit und Enge auch an den einzelnen, selbst dem schönsten Kunstwerk fühlbar wird.

Das Mehr der modernen Erfindung ist nach allen Richtungen erkennbar in der Mannigfaltigkeit und Genauigkeit der Schilderungen, in Stil und Färbung, vor allem aber in dem freien Erfinden einer Handlung, welche menschliches Schicksal nach dem Verständnis und den Bedürfnissen des gebildeten Bewußtseins zusammensfügt und nach den Gesetzen schöner Wirkung ordnet. Es versteht sich, daß diese Tätigkeit des Dichters keiner Zeit und keinem Volke gänzlich fehlt. Auch die alten Säger, welche die Odyssee schufen, fügten bewußt und um eine Wirkung hervorzubringen, die Schiffersagen des Mittelmeers aneinander und erfanden dazu die breiter ausgeführte Erzählung von den Ereignissen in Ithaka bei der Rückkehr des Odysseus. Und auch für uns ist nach 2500 Jahren ein Unterschied in Ton und Farbe zwischen dem ersten und zweiten Teil erkennbar. Aber wenn nicht geleugnet werden soll, daß der erste Teil, die Seeabenteuer,

im ganzen den epischen Stil fester bewahrt, so wird doch immer die zweite Hälfte, in der wir hier und da Schwäche in den Einzelheiten der Komposition und vielleicht eine gewisse Begrenzung der dichterischen Begabung wahrnehmen, unvergleichlich stärkere Wirkung hervorbringen und zwar deshalb, weil wir die eigene Arbeit des Dichters in der größeren Ausführung und den freier erfundenen Situationen deutlich erkennen, das heißt, weil dieser Teil der modernen Weise des Schaffens näher steht. Doch wir haben gar nicht nötig, bis zur Dübsteer zurückzugehen, auch in unserer deutschen Vergangenheit finden wir, seit der Prosaroman austritt, in jedem Zeitabschnitt der Vergangenheit, daß die eigene Arbeit des Dichters im Zusammensetzen der Handlung weniger frei und in Schilderung der Charaktere weniger sicher und reich ist, als wir von einem Roman der Gegenwart verlangen. Das gilt für deutsche selbst noch von Goethes Romanen.

Nun erhalten auch der moderne Roman und seine kleine Schwester, die Novelle, immer wiederkehrende Situationen, welche allen gemeinsam sind. Denn wie in alter Zeit der Gefangenschaft und Kampf zweier Helden, so ist in unserem Roman das Verhängnis zweier Liebenden die leitende Idee. Aber die Mittel, dies Gemeinsame durch Farbe und Schilderung immer wieder neu, eigentümlich und fesselnd zu machen, sind unermesslich größer als in der Zeit des alten Epos.

Und die Sprache? Die hohe Schönheit des rhytmischen Klangs bei Homer und den Nibelungen, ja auch bei Dante und Ariost, entgeht doch der Erzählung des modernen Dichters. Auch hier der Vergleich, daß die Formen des Kindes eigenartige Schönheit haben, welche der Leib des Erwachsenen nicht besitzt. Dagegen reichlich andere, welche im ganzen bedeutender und mannigfaltiger sind. Jene alten Dichter schufen in Versen, weil es zu ihrer Zeit noch keine Prosa gab, die zu reichem Ausdruck seelischer Stimmungen und zu gehobener Schilderung befähigt war. Was uns als besondere Schönheit der Alten erscheint, ist im letzten Grunde der größte Mangel. Auch unsere erzählenden Dichter vermögen einmal ihre Erfindung mit rhytmischem, hohem Klang zu umkleiden und eine Viteratur, welche Hermann und Dorothea unter ihrer wertvollsten Gabe besitzt, wird die Bedeutung des Verses nicht gering achten dürfen. Aber der moderne Dichter weiß auch, daß er gegen die vornehme Schönheit, welche der Vers für unsere Empfindung hat, vieles andere, was nicht weniger

schön, reizvoll, fesselnd ist, in Kauf nehmen muß: die behagliche Fülle der Schilderungen, den scharf charakterisierenden Ausdruck, das meiste von seiner guten Laune und den Humor, mit welchem er menschliches Dasein zu betrachten vermag, das geistreiche Scherzwort, die scharf bestimmte Ausprägung eines Gedankens, nicht zuletzt die Mannigfaltigkeit und Biegsamkeit des sprachlichen Ausdrucks, welcher sich in Prosa bei jedem Charakter, bei jeder Schilderung anders und eigenartig äußern kann. Die ungebundene Rede ist in unserem wirklichen Leben ein wundervoll starkes und reiches Instrument geworden, durch welches die Seele alles auszutönen vermag, was sie erhebt und bewegt. Deshalb dürfen wir auch ihre Herrschaft in der erzählenden Dichtung nicht für eine Minderung, sondern für eine Verstärkung des poetischen Schaffens halten.

Der Roman ist auch von allen Gattungen der Poesie die, welche sich als Kunstform am spätesten entwickelt, später noch als das Drama: die Würdigung darf uns nicht dadurch beeinträchtigt werden, daß schwaches und schlechtes Schaffen sich darin in übergroßer Reichlichkeit kund gibt. Welcher Gattung der Poesie hat, wenn sie gerade nach dem Zuge der Zeit obenauf war, die Masse des Schlechten gefehlt? Wären alle die epischen Gedichte des alten Hellas, welche schon den späteren Griechen sagenhaft waren, bis in unsere Zeit erhalten, wir würden bei dem Durchstudieren die allergrößte Langeweile empfinden, die Armut der Dichter im Ausdruck der inneren Gemütsprozesse, die unablässige, ewige Wiederkehr derselben Beschreibung und der Kämpfe ohne inneres Leben, wäre gar nicht auszuhalten. Der Umstand, daß der schnell bereite Bücherdruck und die hochgestiegene Befehlskraft das unberufene Schreiben so sehr begünstigen, ist ein Uebelstand, aber ein unvermeidlicher.

Unsere gesamte Bildung wird durch geschichtliches Wissen geleitet. Alles, was in irgend einer Vergangenheit des Menschengeschlechts für groß, gut, schön und begehrenswert galt, dringt, soweit es erhalten ist, in unsere Seelen und trägt dazu bei, uns die Ansichten und den Geschmack zu richten. Solch unermesslicher Reichtum an bildendem Stoff ist unsere Stärke, aber auch unsere Schwäche, er verleitet uns dem Neuen gegenüber oft eine Tiefe der Einsicht und eine Größe des Urteils, wie sie in keiner der vergangenen Perioden möglich war. Ebenso oft macht er uns einseitig

und verhindert unbefangene Schätzung dessen, was aus den Bedürfnissen unseres eigenen Lebens heraufwächst, ja er mindert uns zuweilen auch die Fähigkeit, frisch nach dem Zuge unserer Zeit zu gestalten. Nirgend wird dies auffallender als bei den Urteilen über den Wert einer künstlerischen Erfindung. Zur Zeit Shakespeares galt das dramatische Schaffen durchaus nicht für vornehme, kaum für eine ernsthafte Dichtarbeit, ebenso wie in der Gegenwart das Romanschreiben. Und doch ist wohl möglich, daß man in irgend einer Zukunft für den größten und eigentümlichsten Fortschritt in der Poesie des neunzehnten Jahrhunderts gerade den Prosaroman betrachten wird, wie er sich seit Walter Scott bei den Kulturvölkern Europas entwickelt hat. Deshalb wollen auch wir deutschen Romanschriftsteller uns nicht darum kümmern, wie man jedem von uns in der Folge das Maß seiner dichterischen Begabung abschätzen wird, sondern wir wollen das Selbstgefühl bewahren, daß wir gerade in der Richtung tätig sind, in welcher sich die moderne Gestaltungskraft am vollsten und reichsten ausdrückt.“

Die große Zeit des deutsch-französischen Krieges, welche die von Freytag seit einem Vierteljahrhundert wiederholt ausgesprochenen Wünsche und Hoffnungen so schnell und überraschend erfüllen sollte, fand ihn nicht abseits der Wahlstatt im engen Gelehrtengemäß. Auf Aufforderung des Kronprinzen von Preußen weilte er in dessen Hauptquartier als Berichterstatter und fand so reichlich Gelegenheit, Personen und Phasen dieses denkwürdigen Kampfes historisch und psychologisch zu betrachten und zu ergründen. Es ist klar, daß ein derartig bewegtes und reichgestaltetes geschichtliches Gemälde von besonders nachhaltiger Reizwirkung auf ein so vaterländisches Dichtergemüt wie das Freytags sein mußte. Er wollte all die großen und herrlichen Tugenden seines Volkes, die der blutige Entscheidungskampf vor aller Welt offen enthüllte, nicht vorübergehen lassen, sondern dem Volke zu Nutz und Frommen, zu Lehr' und Wehr' bannen; daß geht aus den Aufsätzen in der bald nach dem Ende des Krieges von ihm herausgegebenen Zeitschrift „Im neuen Reich“ und aus den damaligen Nummern der „Grenzböten“ aufs deutlichste hervor. Man denke nur an den trefflichen Artikel „Schlachtenmut der Deutschen sonst und jetzt“, den er bei Gelegenheit des Siegesinzugs der heimkehrenden Truppen entwarf, „in welchem er die Stimmungen

und Gefühle des kämpfenden deutschen Kriegers durchgeht, von den Römerschlachten an bis zum Kompanieangriff des eben beendeten siegreichen Krieges“ (Seiler) und an den Aufsatz zum 2. September 1873, betitelt: „Der Preuze aus dem Jahre 1813 vor der Siegesssäule“, worin er nach gründlicher, sachlicher Würdigung der von Preußen gemachten wirtschaftlichen Fortschritte und Erfolge während der letzten sechs Jahrzehnte das Volk ernstlich ermahnt, die Tugenden der Vordäter, wie Bescheidenheit, opferwillige Hingabe und Anspruchslosigkeit sowie treue Pflichterfüllung nicht fahren zu lassen.

Dem gleichen heißen Bemühen, diese herrlichen sittlichen Güter unseres Volkes, in denen Freytag mit Recht Quelle und Wurzeln für eine gesunde und tatkräftige Fortentwicklung sieht, den Deutschen dauernd bewahrt zu wissen, ist auch seine in den Jahren 1859–67 zur Veröffentlichung gelangte Reihe „Bilder aus der deutschen Vergangenheit“ entsprungen; er gab sich auch hierin als ein treuer Eckart seines Volkes zu erkennen. Als er weit vor 1870 seinem Freunde, dem berühmten Philologen Moritz Haupt, von seinen Studien zu dem letztgenannten Werke mitteilte und dabei äußerte, daß ihn „Situationen und Farben und vieles Originelle in dem poetischen Empfinden der alten Knaben“ reizten, prophezeite ihm dieser, daß er wohl bald zu einem historischen Romane hierüber kommen würde. Und so geschah es auch. Die eigentliche Frucht dieser Studien, die poetische Vollenbung der „Bilder“ wurde sein Romanzyklus „Die Ahnen“, deren Idee und beabsichtigten Aufbau er zuerst dem leidend auf einem Feldbette in Ligny liegenden Kronprinzen mitteilte. Auf dessen Veranlassung widmete Freytag auch das Werk der Kronprinzessin Viktoria, der nachmaligen Kaiserin Friedrich. Er äußert sich bei dieser Gelegenheit über Plan und Anlage seines Werkes und sagt: „Dies Werk soll eine Reihe frei erfundener Geschichten enthalten, in welchen die Schicksale eines einzelnen Geschlechts erzählt werden. Es beginnt mit Ahnen aus früherer Zeit, und wird, wenn dem Verfasser die Kraft und die Freude an der Arbeit dauern, allmählich bis zum letzten Enkel fortgeführt werden, einem frischen Gesellen, der noch jetzt unter der deutschen Sonne dahinwandelt, ohne viel um Laten und Leiden seiner Verfahren zu sorgen. Das Buch will Poesie enthalten, und gar nicht Kulturgeschichte. Freilich, gefällige

Kürze wird man an dem Unternehmen nicht gerade rühmen. Wie die einzelnen Geschichten zu einem Ganzen verbunden werden, möchte der Verfasser gern im Anfange verschweigen."

Die „Ahnen“ erschienen in den Jahren 1872—81 und haben seither eine stattliche Anzahl von Auflagen erlebt. Der erste Band liegt gegenwärtig — 1905 — in 33. Auflage vor.

Freitag veranlaßt uns in diesen Romanzhklus, wie A. Stern (Gesch. der neueren Literatur VII. S. 102f.) treffend ausführt, „das Leben einer deutschen Familie von germanischer Urzeit bis zur Gegenwart zu begleiten und die Wiederkehr der Stammes- und Blutsbesonderheit unter dem Einfluß wechselnder Zeiten, sich beständig wandelnder Kultureinflüsse poetisch zu erfassen. Wenn schon an diesem Grundgedanken der Kulturhistoriker, der Patriot einen stärkeren Anteil hatte als der Poet, so überwogen in den einzelnen Bildern: „Ingo und Ingraban“, „Das Nest der Jaunkönige“, „Die Brüder vom deutschen Hause“, „Marcus König“, „Die Geschwister“, „Aus einer kleinen Stadt“ je länger je mehr die sitzenschildernden Bestandteile die poetischen. Der Dichter weiß Zeitfarbe und Zeitstimmung in den meisten Fällen glücklich wiederzugeben, und wo die Erfindung stark und das poetische Motiv ausgiebig genug sind, wie im „Ingo“, in „Marcus König“, im ersten Teil der „Geschwister“ („Der Rittmeister von Altrosen“), da wirkt der Einklang der Abhandlung und der trefflichen kulturhistorischen Bilder mit großem Reiz. In andern Teilen der Erzählungsfolge zersplittern die Aneinanderreihung kleiner schildernder Züge, das Bestreben, die Lebenslust, in welcher die Helden und Heldinnen atmen, sichtbar zu machen, das Interesse allzusehr. Je näher die Darstellung der Neuzeit kommt, um so weniger gelingt es dem Dichter, der anbringenden Masse der Einzelheiten, der kulturhistorisch wichtigen Momente völlig Herr zu werden; die Erzählung „Aus einer kleinen Stadt“ eripredt sich über die Schicksale von zwei Generationen hinweg und vermag doch trotz prächtiger Szenen, namentlich aus der Franzosenzeit, das überreiche deutsche Leben des 19. Jahrhunderts nur sehr unvollkommen widerzuspiegeln. Die durch das Ganze hindurchgehende Idee kommt wahrscheinlich einer großen Menge von Lesern nur undeutlich zum Bewußtsein, was übrigens,

da sie entschieden mehr eine historisch-philosophische als eine dichterische ist und mit rein poetischen Mitteln gar nicht verköpft werden konnte, nicht zu verwundern ist. „Die Ahnen“, welche mit der Geschichte eines jungen vandalischen Königssohns beginnen und mit der eines bürgerlichen Publizisten schließen, verleugnen die starke demokratische Strömung des Jahrhunderts nicht, und entsprechen auch insofern mehr dem historischen als dem poetischen Entwicklungsgefeß.“ —

Im ganzen kann dieser Romanzhklus als ein Rationalepos deutscher Geschichte, und das war unzweifelhaft des Dichters Absicht, angesehen werden. Meist ist der Ton frisch, interessant und anmutig, und Paul Lindau dürfte nicht viel Anhänger finden für seine Behauptung, der Stil der „Ahnen“ sei als unnatürlich, geschraubt und gekünstelt zu verdammen; freilich die Salonsprache der modernen Zeit wird man hier vergeblich suchen. Freitag bemüht sich eben, und wir können wohl sagen, mit gutem Erfolge, auch in der Sprache der von ihm geschilderten jeweiligen Zeitperiode gerecht zu werden. Störend wirken bei der Darstellung die oft langen Gespräche der Handelnden und das zuweilen Sprunghafte in der Entwicklung, wodurch die letzten Erzählungen einen mehr skizzenhaften Charakter erhalten. In diesen Eigentümlichkeiten der Darstellung und in der Fremdartigkeit des Stoffes liegt auch der Grund, daß trotz des reißenden Absatzes, den die „Ahnen“ fanden, das lesende Publikum auf die Dauer mehr durch die beiden anderen Romane, besonders durch „Soll und Haben“ gefesselt worden ist. (Seiler). Die gebildete Jugend hat dagegen den „Ahnen“ stets ein willkommenes Interesse entgegengebracht, und in der Tat liegt hierin eine Quelle nationaler Begeisterung und Anregung. „Das Werk ist und bleibt echte Poesie, der sich die nationalen und antiquarischen Zwecke durchaus unterordnen. Die Menschen, von deren Schicksalen und Taten wir lesen, wachsen uns ans Herz, wir verfolgen ihr Ergehen mit freudlichem Anteil, stellenweise sogar mit leidenschaftlicher Spannung, und trotz aller Ähnlichkeit ist die Fülle der Gestalten und Verhältnisse, welche an unserem Geiste vorüberziehen, ganz erstaunlich. Auch humoristische Erscheinungen fehlen nicht, wenn die Natur des Stoffes namentlich in der älteren Zeit auch eine breitere Entfaltung des Humors verbot. Später geben der Aberglaube, die theologischen Schicksale, die jedem Zeitalter eigentümlichen Sitten und

Redewendungen, die umständliche Höflichkeit des Verkehrs, die steifen Formen der Anrede Gelegenheit, der Darstellung durch einen leichten humoristischen Anstrich eine angenehme Würze zu verleihen.“ (Seiler, Gustav Freytag S. 181f.).

Der Abschluß der „Ahnen“ hat vielfach berechtigtes Befremden erregt. Warum ließ Freytag seinen Hylus nicht mit einem kräftig gezeichneten Bilde aus der herrlichen Zeit von 1870/71 enden? Was ist uns diesem großen nationalen Ringen und Erreichen gegenüber das „tolle Jahr“ 1848 und dessen „größter Segen, die Befreiung der Presse?“ — Der Dichter befürchtete, wenn er den Helden des letzten Romans als Krieger des großen Krieges hätte auftreten lassen, daß ein solcher Held sich schwer in der Reihe der Ahnen einstellen lassen und daß er „die Einheit des Ganzen in Farbe, Ton und Inhalt verkörpert haben würde“. Auch scheute er in seinem historischen Sinn die Nachkontrolle des großen Generalstabswerkes, ein solcher moderner geschichtlicher Roman dünnte ihm „ein bedenkliches Artefakt“, zu dem ihm die nötige Schwungkraft der Seele abging. Zudem drängte sich bei ihm die immer mehr erstarkende Erkenntnis vor, daß „zwar die Gegenwart das heilsamste Quellgebiet poetischer Stoffe sei“, daß aber andererseits politische, religiöse und soziale Romane unvermeidlich Tendenzromane würden und damit aufhörten, eine würdige Aufgabe des Dichters zu sein. — Trotz all dieser Bedenken Freytags können wir seinen freiwilligen Verzicht auf eine poetische Verherrlichung der Zeit von 1870/71 nur bedauern, hätte der Dichter nur ernstlich gewollt, er hätte ebenso wie in „Soll und Haben“ und in „Die verlorne Handschrift“ die Klippe der bloßen Tendenz vermieden und seine „Ahnen“ wären nicht wirkungslos verpufft, sondern hätten ihre herrliche Krönung in der glorreichen Zeit der siebziger Jahre gefunden. Immerhin sind und bleiben sie die beste Bereicherung unserer Literatur aus jenen Tagen, die „ganz verflucht vergebelt Verse, süßliche Salonpoesie oder Freiligrathsche Kampferse“ erzeugt hat, wie Haupt an Freytag schrieb.

Der erste Band führte, wie Freytag in der Widmung hervorhebt, „in Zeiten, welche der Dichter leichter versteht als der Historiker“, wo die Kämpfe der alten Germanen gegen die Römer hell lohten und heimatlose Helden sich als Reden hervortaten. Der Schauplatz von „Ingo und Ingraban“ ist ein Teil des anmutigen Schwarzataler; hier auf

dem Wege zwischen Blankenburg i. Th. und Schwarzburg, etwa 20 Minuten von ersterem Orte entfernt, liegt der als Sommerfrische dienende Gasthof „Weidmannsheil“. Gleich hinter ihm befindet sich die über 100 m hohe Ingo-Klippe und ihm gegenüber jenseits der Schwarzza die Gustav-Freytag-Eiche. Durch die erste Erzählung weht, wie Fr. Seiler hervorhebt, „das volle Pathos der Heroenzeit; Tapferkeit und Treue, aber auch Argheit und Untreue, grimme Leidenschaft und heldenmütige Entsjagung, wilde Starrheit und zarteste Empfindung treten oft fast unvermittelt nebeneinander.“

Die zweite Erzählung „Ingraban“, welche mit der ersten durch das Römerbanner, den „Drachenzauber“, in Beziehung gebracht wird, hält sich nicht ganz auf der Höhe der ersten. „Der trohige, leidenschaftliche, aber treue und tapfere Heide ist in lebensvolleren Farben geschildert als der belehrte Christ. Vielleicht fühlt der Dichter dies und hängte deswegen das traurige Nachspiel im Friesenlande an, indem er der Dichtung dadurch einen wuchtigeren Abschluß zu geben gedachte; allein dieses durch dreißig Jahre von dem eigentlichen Inhalt der Geschichte getrennte Ereignis bleibt ein unorganisches Anhängsel und ist nicht eben sehr kräftig und wirkungsvoll ausgefallen“ (Seiler).

Eine herrliche künstlerische Ausschmückung haben die „Ahnen“ durch eine Reihe hervorragender Maler gefunden; besondere Erwähnung verdient die von Liezen-Mayer dargestellte Galerie zu Freytags „Ahnen“.

I.

Ingo.

I. Gang der Erzählung.

I. Im Jahre 357 hütete ein Wächter sorgsam den Grenzpfad, der von den Ratten zu Thüringens Wäldern steil aufwärts führte. Da trat zu ihm ein stattlicher Fremdling, im Kriegsgewande und sehr ermüdet. Er hatte sich glücklich durch der Ratten Gebiet hindurchgeschlichen und begehrte nun Gastfreundschaft von den Thüringern. Der Wächter verständigte durch einen Hornruf die nächsten Landesgenossen; denn hier an der Grenze wohnten die freien Waldbauern, deren Haupt, Herr Answald, auch dem Könige Bisino gegenüber seiner Genossen Freiheit und Recht zu behaupten verstand. Bald erschien ein Reiter, ein Jüngling, bei den beiden; er löste den Wächter ab und dieser geleitete den Fremden auf des Jünglings Roß zu Herrn Answalds Haus. In dessen Nähe trafen sie des Hausherrn anmutige Tochter, welche der Fremde ehrfurchtsvoll grüßte. Sie reichte ihm den Willkommentrunk, während sein Gefährte, der witzige Wolf, mit Frieda, der Geptelin Irngarbs, schäkerte. Herr Answald war durch einen schnellfüßigen Knaben bereits von der Ankunft des Fremden unterrichtet; er empfing ihn bald darauf und gewährte ihm nach Landesbrauch vorerst drei Tage Unterkunft und Kost. Der Fremdling erzählte, daß er an der letzten großen Schlacht der Deutschen gegen die Römer teilgenommen. Mit Hilfe der Franken hätten die Römer gesiegt, und nun rüsten sich andere deutsche Stämme, wie die benachbart wohnenden Ratten, den Römern zu huldivigen. Vor Frau Gundrun und Answald gab er sich dann als Ingo, des Bandalenkönig Ingberts Sohn, zu erkennen. Von seinem Ohm der Krone beraubt, irrte er land-

fremd in Begleitung einiger Getreuen umher. Die unglückliche Schlacht hatte ihn von den Seinen getrennt. Fürst Answald, der ehedem selber König Ingberts Gastfreundschaft genossen hatte, beschloß, Ingo Schutzaufenthalt zu gewähren. Doch riet ihm Frau Gundrun, hierbei vorsichtig zu verfahren, damit König Bisino, der für die goldenen Geschenke der Römer nicht unempfindlich sei, ihnen keine Angelegenheiten bereite. Ingo sollte solange seinen Rang geheim halten. Auch seine Wirte sicherten ihm unbedingte Verschwiegenheit zu, bis der Zeitpunkt nahen würde, wo sein Geheimnis allen essenbar werden durfte.

II. Bald bereitete der Fürst Answald den Landgenossen ein Fest, wozu es Frau Gundrun an Speise und Trank nicht fehlen ließ. Ingo ging in dem ihm von der Herrin gereichten Gewande einher, als gerade draußen ein mit Kalmuß und Binzen beladener Wagen hielt. Theodulf, ein Verwandter des Hauses, der hier im Gefolge Answalds weilte, reizte Ingo durch hämische Rede. Dieser nahm es mit finsterner Ernst entgegen. Irngard, des Hauses Tochter, die den Fremdling mit heimlichem Gefallen betrachtete, begrüßte Theodulf und Ingo und sprach letzterem Mut ein. Fürst Answald begrüßte die Erschienenen, eine stolze Genossenschaft, ansehnliche Männer aus zwanzig Dörfern der Gegend, alle in ihrem Kriegsschmud. Er führte sie vor die Halle, bei deren Betreten sie von Frau Gundrun herzlich willkommen geheißen wurden. Während die Alten tafelten, übten sich die Knaben und Jünglinge in kriegerischen Spielen, was schließlich soviel Freude erweckte, daß es die Alten auch nicht mehr länger auf ihren Sitzen litt. Zanbart, ein alter Reder, redete auf Ingo ein, seine Kunst mit der schweren Holzkeule zu erweisen. Als Fürst Answald dem zustimmte, ergriff Ingo den schweren als Waffe dienenden Eichenloben und hantierte damit geschickt und sicher. Der neidische Theodulf hatte dazu nur höhnische Bemerkungen. Beim darauffolgenden Sprung über nebeneinandergestellte Rösser besiegte Ingo alle Thüringer, auch den gewandten Theodulf. Schließlich vollführte er noch den seltenen und sehr schwierigen Königssprung über sechs Pferde. Nach den Spielen schritt man zum Male. Dazwischen wurden die Gäste durch einen schön ausgeführten Schwertreigen unterhalten. Da das Auge mancher Edlen wohlgefällig auf Ingo ruhte und ihm auch ein Heilgruß durch Rothari ward, regte sich wieder Theo-

armen Heimatlosen, der durch sie erst ein König auf kleiner Scholle zwar, aber in um so größerem Treubereich wird. Da hilft kein Widerreden der Mutter, kein Fürnen des rechnenden und auf herkömmliche Reputation haltenden Vaters. Für sie gilt das biblische „Wo du hingehst, da will auch ich hingehen“ in ihrem Verhältnis zu Ingo, und so opfert sie ohne Murren und Bagen gern und willig alles, was ihr bislang das Liebste und Höchste auf Erden gewesen: Eltern und Vaterhaus. Entschlossen ringt und schafft sie nunmehr an des Geliebten Seite, eine treue und wackere Gattin und Mutter. Diese innere Zufriedenheit, dieses innige Glück gibt ihr etwas wahrhaft Königliches; das empfindet mit dem leicht erregbaren Feingefühle der Eifersucht Frau Gisela in der herrlichen und die Katastrophe des Dramas — denn einem solchen ähnet der Roman in den Schlußkapiteln — bedingenden Brunnenzene. Trotz aller äußerlichen Blöße ist Irmgard die Königin, und in billigendem Fühlen entkleidet Ingo Frau Gisela des Purpurs, um sein Weib damit zu hüllen. — An Großmut und Opferwilligkeit ist sie Ingo völlig ebenbürtig; als sie erfährt, daß alle Gegner, angeregt durch die abgewiesene Königswitwe, auszögen, um ihn zu vernichten, da rät sie ihm, sich in der Fremde eine neue stillere Heimat zu bauen. Nicht minder stolz und freudig vernimmt sie jedoch alsdann, daß er lieber als Held sterben, denn fliehen wolle. Sie teilt sein Loos, noch zuvor den Segen des Vaters ersiehend, und stirbt mit ihm auf den Trümmern der von Naturgewalt und Menschenhand vernichteten Burg.

Weider Sein ist ein herrliches Heldenlied der Treue, welches noch in den Mannen Ingos und den beiden anziehenden Gestalten Wolfs und Fridas weitere Ergänzung erhält. Unter jenen ragt besonders der alte Werthar hervor, der soviel Ähnlichkeit mit dem alten Waffenmeister Dietrich von Bern gemein hat, ein Ritter ohne Furcht und Tadel, der es verschmäht, sein Schwert und sein Leben einer ungerechten Sache zur Verfügung zu stellen und deshalb lieber mit seinem rechtmäßigen Könige heimatlos umherirrt als ehrlos am sicheren Herdfeuer zu verharren.

Eine nicht minder wohlthuende Erscheinung ist der witzige und offenherzige Wolf, der Schwertgenosse Ingos, der, obwohl von seinen Bankgefelln um seiner Anhänglichkeit und unüberbrüchlichen Redlichkeit gegen die Bandalenhelden gemieden und ausgestoßen, doch sich und seinem Herrn treu bleibt.

In seinem Verhalten gegen Frida zeigt er sich bei aller urwüchsigem Ausgelassenheit als eine innige und sinnige Natur, deren bisweiliger Spott den Grundton liebender Zuneigung deutlich durchklingen läßt. Und Frida, die rüstige und wackere Tochter des in Arbeit und Bestimmung gleich tüchtigen Waldbauer Vero, ist eine ihm völlig adäquate Natur: witzig, hingebend, emsig, mittelkain, aufopfernd und besonnen. Sie rettet den Sproßling Ingos von der rauchenden Heimstatt und aus der Hand der Feinde und erzieht ihn in sicherer Verborgenheit.

Das tragische Ferment der Erzählung, welches die Schlußkatastrophe vorbereitet und herbeiführt, bilden Frau Gisela und der Meidung Theodulf. Jene hat, ohne um ihr Herz befragt zu werden, einem ungeliebten und wenig geachteten Manne Hand und Leben hingeben müssen. Oft denkt sie an den Spielgenossen am Burgunder Königshofe, und stille Wehmut beschleicht sie. Als ihr dann Volkmar im Liebe den so teuren Helden preißt, da ist es vorbei mit ihrem Entzagen. Das nach Liebe, nach Glück dürstende Weib in ihr ersteht und als sie den lang Ersehnten endlich wieder sieht, stattdlicher, herrlicher, königlicher, denn ihre kühnsten Träume sagten, da will sie der bestimmende Stern seines Lebens werden, ihm Höhentrieb und Höhenrichtung einimpfen. Ihr Sohn soll von ihm erzogen werden, um ihm, dem Unergleichlichen und nicht dem bisweilen zweifelhaften Gatten zu gleichen. Mit dem Scharfbild argwöhnender Lieber errät sie Bisinos heimliche und ehrlose Ränke. Da will sie retten. Ingo soll fort, doch nicht, ohne ihrer stillen und heißen Minne inne zu werden. Darum empfängt sie ihn zur Abendzeit in ihrer Kemenate, mit dem Brautgewand angetan; darum fällt sie dem Könige, der Ingo niederschlagen will, in den Arm und entwaffnet ihn. Und als der Tod ihr endlich Freiheit und Hoffnung wiedergeben, da sucht sie ihren Ingo auf, um mit ihm in Ehren Freude und Glück zum Wohle ihres Landes und Volkes, Leben und Liebe zu teilen. Aber sie erkennt, daß ihr Spiel verloren, als sie am Brunnen Irmgard sieht. Alles setzt sie mit verzweifeltstem Streben ein, um eine Entscheidung in ihrem Sinne herbeizuführen. Alles vergebens. In Liebe kam sie, begehrend und sich begehrt wähnend, in Haß schied sie, abgewiesen — verschmäht. Und nun vollzieht sich in ihrer Seele der Prozeß, dem jedes berechnende, heiß fühlende und erwartende

Dr. **Wilhelm Königs**
Erläuterungen zu den Klassikern.
126. Bändchen.

Erläuterungen
zu
Gustav Freytags
„Die Ahnen.“
II.
Das Nest der Zaunkönige.

Don
Paul Sommer,
Rektor.

→ Preis 40 Pfg. ←

Verlag von Herm. Beyer in Leipzig
Brommestr. 8.

Einleitendes.

Zeitalter von entscheidender Bedeutung und besonderem kulturellen Wirken suchen auch in Kunst und Literatur nach einer eigenen Ausdrucksform. Das neunzehnte Jahrhundert, das auf dem Gebiete der Technik ganz außerordentliche Erkenntnisse, Fortschritte und Neuwerte zeitigte, fand diese in dichterischer Hinsicht im Roman. Zwar bestand diese epische Dichtungsart schon lange zuvor. Ursprünglich als Bezeichnung für die leichtesten und breitausladenden Prosaerzählungen der romanischen Völker dienend und in deren Vulgärsprache, der lingua romana, gehalten, trat der Roman allmählich an die Stelle des Epos, welches im Altertum und Mittelalter eine so bedeutsame literarische Rolle spielte. Bis in das achtzehnte Jahrhundert hielt er sich vornehmlich im Rahmen der Familie, entweder als Liebes- oder Lebensgeschichte. Da der Roman, wie überhaupt die Prosaerzählung nicht so unfrei ist in der Entwicklung der Handlung wie das durch genauen Szenenaufbau und die dialogisierte Form eingeschränkte Drama, auch nicht beeinträchtigt wird durch etwaige Rücksicht auf Rhythmus, Versmaß oder Reim wie das eigentliche Epos, so kann er umfassender und tiefer gestalten. Hierin beruht bei geschickter und künstlerischer Ausnutzung sein Wert, hierin liegt aber auch bei anderweitiger Behandlung die Gefahr der Verwässerung und Verflachung, und gerade deshalb glaubt mancher literarische Dilettant, Stümper oder Proletarier den Roman als dasjenige Noß betrachten zu müssen, welches am erfolgreichsten und leichtesten zu kummeln wäre.

Der Roman führt uns zu den intimsten Regungen des Menschenherzens; je mehr er diese und das daraus folgende

Leben und Handeln dem Leser nahezuführen weiß, je mehr er hierdurch des letzteren Teilnahme fesselt und ihn zum mitsühlenden Partner seines Geschehens macht, je größer das Innenleben des Helden und je erhabener sein Heldenrum, desto höher der künstlerische und literarische Wert des Romans. Nicht zu vergessen ist, daß auch die Form eines dem Grundton desselben angemessene, dichterische sein muß.

Zu den heftigsten und am meisten bestimmend wirkenden seelischen Wallungen zählen die, welche aus dem Geschlechtsverhältnis von Mann und Weib zueinander entspringen. Es ist darum nur natürlich, daß dem Kapitel der Liebe im Roman wie im alten Epos eine hervorragende Rolle zufällt. Offenbart und beichtet ein großer Dichter wie z. B. Goethe hierin sein eigenes Herzensleben, so muß die solcher Erzählung zufallende Teilnahme erheblicher steigen; denn der Dichter ringt alsdann im ernstesten Streben danach, die Harmonie seines Innern herzustellen und die sein Ich durchzitternde Erregung in künstlerisch befriedigender Weise zu stillen und abzuspannen. Deshalb werden auch Goethes Romane von unvergänglichem Werte bleiben. Aber nicht immer redet darin ein so großer Geist zu uns, und in noch weniger Fällen sucht ein Autor so tief wie Goethe. Ja, nicht selten ist der Roman die Geschichte einer alltäglichen Liebelei, in welche künstlich und ohne zwingenden Grund Zufälle, Widrigkeiten, Wolken und Sonnenlicht, Tau der Nührung und als Pikanterie dienende Schlipfriagheit hineingewebt werden, um nur eine Handlung ohne Rücksicht auf Natürlichkeit und Wirklichkeit zurecht zu zimmern. Zu dieser Gruppe gehört ein großer Teil der Almanach- und Feuilletonromane, deren krankhafte Blässe nur durch allerlei Aufputz und literarische Schminke verdeckt wird.

Einen frischen Impuls erhielt der Roman zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts durch Walter Scott, der mit bewundernswertem Geschick die Handlung der Erzählung in den Rahmen der heimatischen Geschichte spannte und so für Ursache und Wirkung wie für die Psychologie des Romans überhaupt größere und lebensvoller wirkende Realität gewann. Mit großem Erfolge versuchte sich insbesondere Gustav Freytag auf dem dem historischen verwandten sozialen Roman. Er besah alle Vorbedingungen eines guten Erzählers: eine treffliche Beobachtungsgabe, ein klares, kulturgeschichtliches und soziales Verständnis, einen frischen Humor, einen gesunden Wirklichkeitsinn und künstlerisches Feinempfinden, so daß er, besonders durch den Ostern 1855 ver-

öffentlichten Roman „Soll und Haben“, einer der populärsten Dichter seines Volkes geworden ist, dessen Beliebtheit noch fortbesteht und der auch noch in den Jahren seines Lebens, wo er seine Hauptarbeit abgeschlossen hatte, eine rühmliche Ausnahme von dem damals geprägten, bitter-ironischen Worte Nichtsches bildete, der da sagte: das gegenwärtige literarische Deutschland sei nicht so reich an hervorragenden Persönlichkeiten, die den Vergleich mit den großen Meistern des Auslands aushalten können. Welche große Auffassung und Bedeutung Freytag dieser Dichtungsartung beimißt, das tut folgende Stelle aus seinen 1887 veröffentlichten „Erinnerungen“ zur Genüge dar: „Der Roman,“ heißt es da, „viel gescholten und viel begehrt, ist die gebotene Kunstform für epische Behandlung menschlicher Schicksale in einer Zeit, in welcher tausendjährige Denkprozesse die Sprache für die Prosaabichtung gebildet haben. Er ist als Kunstform erst möglich, wenn die Dichtung und das Nationalleben durch zahllose geschichtliche Ergebnisse und durch die Geistes- und Kulturarbeit vieler Jahrhunderte mächtig entwickelt sind. Wenn wir aus einer solchen späten Zeit auf die Vergangenheit eines Volkstums zurücksehen, in welcher jede erhöhte Stimmung in gebundener Rede auslörte, so erscheint uns, was damals unter anderen Kulturverhältnissen der notwendige Ausdruck des Erzählenden war, als besonders vornehm und ehrwürdig. In Wahrheit aber ist die Arbeit des modernen epischen Dichters, dessen Sprachmaterial die Prosa ist, genau in demselben Grade reich und machtvoller geworden, wie die Fähigkeiten seiner Nation, das innere Leben des Menschen durch die Sprache zu schildern. Denn die Geschichte der Poesie ist im höchsten Sinne nichts anderes als die historische Darstellung der Befähigung jeder Zeit, dem, was die Seele kräftig bewegt, Ausdruck durch die Sprache zu geben.

Bei einem Volke von aufsteigender Lebenskraft ist dieser Ausdruck des inneren Lebens, das Gebiet der Stoffe und was von Wesen des Menschen darstellbar ist, in jeder früheren Zeit enger und ärmer als in der späteren. Alle Fortschritte in der Bildung zeigen sich zunächst in der vermehrten Fähigkeit der Sprache, Gedanken und Empfindungen in Worte zu fassen, und demnach in der Fähigkeit der Poesie, Geheimnis von Gefühlen und Charakteristisches der Menschennatur wirkungsvoll auszudrücken. Wenn uns das reizende Volkslied, die epische Erzählung, ja auch die dramatische Poesie irgend einer vergangenen Zeit in ihrer Eigentümlich-

II.

Gang der Handlung.

1. Um das Jahr 1003 lebte auf einem zwischen Erfurt und Osdorf gelegenen Edelhofe die verwitwete Frau Edith, deren Mann Armfried mit dem jungen Kaiser Otto gen Italien gezogen und in die Gefangenschaft treulofer Griechen geraten war. Ihr ältester Sohn Immo, ein heldenmüthiger, ritterlicher Jüngling war schon von Kind an auf Wunsch der frommen Mutter dem Kloster des heiligen Benedict zu Heroldsfeld bestimmt worden. Nur widerwillig fügte sich Immo diesem Gelöbniß, und mit sichtlichem Widerstreben erfüllte er die ihm im Kloster auferlegten Pflichten; viel lieber wäre er ein Rittersmann geworden und hätte am Kampfspiel und Weidwerk Genügen gesucht. In jener Zeit, als König Heinrich in Zwist mit seinem eigenen Bruder und dem Babenberger Hezilo, denen die Slavenherzöge sowie andere Fürsten des Reiches Beihilfe leisteten, geraten war, kam ein neuer Lehrer, der gelehrte Vater Reinhard, über Thüringen nach dem Kloster. Der Landsmann Immos, der junge Mönch Wigbert, hatte ihn begleitet. Dieser teilte Immo auch mit, was er von dessen Mutter und Brüdern gesehen und gehört hatte und von den drohenden Wirren und Kämpfen. Aufmerksamkeit und von bitterem Weh erfüllt, lauschte Immo den Worten des Gespielen. Sein Haus hatte immer treu zum Kaiser gehalten; der Dekan des Klosters, der harte Tutilo, aber paktierte heimlich mit dessen Gegnern und unterstützte diese auf jede Art. Die Horden des königsfeindlichen Grafen Gerhard streifen schon in der Nähe des Klosters umher, von dem treuen Dienstmann Hugbald rasch genug erkannt. Dieser, dem Immo, der sich durch List beritten gemacht, sich zugesellt, überwacht gerüstet die Heuernte des Klosters, während

Tutilo mit Reinhard, dem neuen Lehrer der Dialektik, sich auf den St. Petersberg begeben, um den dort sich aufhaltenden Abt des Klosters zu besuchen.

2. Reinhard riet dem Abte Bernheri, der auf dem Petersberge in einer wohl verschanzten, burgähnlichen Abteihausste, die verstreut liegenden Gehöfte und Meierhöfe des Klosters durch Burgen zu schützen und das der Familie Immos gehörige Land mit dem beherrschenden Bergwald in die Hand des Klosters zu bringen, um das dem Kloster Wigberts gehörige Gebiet besser beschützen zu können. Auch berichtet Reinhardt, daß Frau Edith ihren ältesten Sohn Immo gegen eine dem Stift zu Erfurt zu machende Landstiftung diesem übergeben wolle, damit er dort Kanonikus würde. Das machte den Abt jugig und unwillig. Er hält Tutilo seine Härte gegen Immo vor; darob geraten beide scharf aneinander und trennen sich im Zorn. Reinhard überreicht nun dem Abte eine königliche Urkunde, wonach der St. Peter umgebende Ramwald dem Kloster eigentümlich zugesprochen wurde. Der Abt befahl Reinhard, sofort nach dem Kloster zurückzukehren und die letztere Bottschaft den Mönchen und Klosterleuten mitzuteilen, um sich ihrer Treue für König Heinrich zu versichern und Tutilos Gegeneinfluß abzuschwächen. Währenddem kamen die Klosterleute und Mönche von der Heuernte mit den beladenen Wagen. Plötzlich stockte der Zug; Spiel und Gesang endeten in grellem Mißton. Wehruf erfüllte die Luft, und eine Wadre, mit einem todwunden Manne darauf, ward sichtbar. Schnell sprengte der finstere Tutilo heran, Verriicht heischend. Bald erkühnr er, daß Graf Gerbard mit seinen Reitigen die Klosterleute auf den weitauf gelegenen Waldwiesen überfallen, die vollen Gespanne geraubt, die Knechte geschlagen und Hugbald und den Scholastikus Immo gefangen genommen habe, weil er die ehemals von seinem Vater dem Kloster geschenkten Waldwiesen als sein rechtmäßiges Eigentum betrachte. Tutilo, in dem Grafen einen Parteigänger des von ihm gefaßten Königs Heinrich mutmaßend, regte die Klosterleute durch scharfe Worte zu gelegentlicher Vergeltung auf.

Gutgelaut ob des gelungenen Handstreiches, gab Graf Gerbard seinen Leuten in der weiten Burghalle ein feierlich Mahl; er ließ auch die beiden Gefangenen herzu hosen. Hugbald erhielt einen Platz unter den gräflichen Vasallen an der Tafel zur Rechten angewiesen, Immo aber sollte auf der Bank der Unfreien Platz nehmen. Er eilte jedoch mit erhobenem Haupte dem Tisch des Grafen zu und erstieg,

V.

Zur Charakteristik der Personen.

Frehtags „Ahnen“ wollen uns das deutsche Volk in seinem Ringen und Werden zeigen. Der Dichter wählt vorwiegend Perioden als zeitlichen Hintergrund, die eine gewisse Krisis in unserer Entwicklung zur Darstellung bringen. Frehtags Helden, Jugo und seine Nachkommen sind bodenständige Naturen, die das natürliche Recht ihres Volkstums mit zähester Energie verteidigen; so sehen wir Jugo als erbitterten Gegner der Römer und Ingram als Feind der römischen Weise, die durch Bonifatius mit dem Christentum dem Deutschen aufgenötigt wurde. Es war der instinktive Protest gegen eine fremdartige Beimischung und Verbindung, welche vielen unseligen Hader für Deutschland heraufbeschworen, viele blutige und schwere Opfer an Volkskraft und Heldentum gefordert und Deutschlands Macht und Eintracht zerstört hat. Zur Zeit Heinrichs II. zeigt sich die Priesterwirtschaft, das hierarchische Prinzip der römischen Kirche, welches nachmals noch so viele tragische Verwickelungen für Deutschland im Gefolge haben sollte, zu bedenklicher Höhe entfaltet. — In Zmmo führt uns Frehtag einen echten Jugo sprossen vor, eine Natur, die sich mit allen Hauern gegen die Kette und den Priesterrock wehrt. Nach der Sitte seiner Zeit infolge eines elterlichen Gelöbnisses frühzeitig für die Kirche bestimmt, soll er sein Erstgeburtsrecht abtreten und statt des Schwertes und der Mützung Dalar und Stola tragen. Der Eltern Wille war widernatürlich, und mit Recht behauptete der erfahrene Lehrermönch und Menschenkenner, als er ihn zum erstenmale sah: Er sieht mehr einem jungen Kriegermann ähnlich als einem Schüler, der auf das heilige El und die Stola hofft. Ja, Zmmo fühlte sich nicht wohl

unter den Kutten, und nach Freiheit und ritterlichen Taten dürstend, schaute sein sehndes Auge gar oft von der Höhe des Glockenturmes über die Gefilde nach der fernen väterlichen Burg. Offen, wie er war, und mit dem ganzen ungebürdigen Troste seines Geschlechts hämmt er sich gegen die lästige Klosterzucht und gibt seiner Verachtung gegen die Mönche in manchem übermütigen Streiche Ausdruck, wie es der naive Bruder Gotzbert bisweilen erfahren mußte, zum großen Ärgernisse des strengen, herrschsüchtigen Präpositus Tutilo, der es darauf ab sah, den heißen Nacken des wilden Thürings mit aller Gewalt unter das klösterliche Joch zu beugen. Wir ahnen bald nach der ersten Bekanntschaft, daß dieser Jüngling die ihm aufgenötigten Fesseln durchbrechen wird; solche Naturen haben etwas Titanenhaftes an sich und in sich; sie erobern sich ihre eigene Welt und koste es noch so viele Katastrophen und Kämpfe. In den ritterlichen Künften ist Zmmo erfahrener denn in den gelehrten Übungen; das müssen die Mamen des Grafen Gerhard erfahren, als sie die Klosterleute überfielen, das zeigt er auch späterhin seinen Brüdern auf dem Ausritte, sodas ihnen gar bald das Spotten über den Klosterkühler verging. Auch war er von nicht gewöhnlichem Geiste und rednerischer Schlagfertigkeit, wie ja der Graf Gerhard, der sich über das Geschlecht der Jaunkönige weidlich lustig machen wollte, zu seinem Verdrusse kennen lernte. In seiner Seele war das stolze Selbstgefühl seiner Ahnen vorherrschend; das zeigt er, als er ungeachtet des Einspruchs des Kämmerers an der gräflichen Tafel Platz nimmt und als er sich weigert, aus dem Kloster zu fliehen. Er verpönt deshalb alle hinterlistige und geheime Tat; er liebt in allen Lebensphasen den Kampf mit offenem Bistier. Darum laßt er die Mänkejacht Tutilos, von dem er durch Zufall erfahren, daß er es mit des Königs Gegnern halte, darum walt in ihm der Zorn, als er seine Brüder mehr auf des Babenbergers Seite sieht, darum entscheidet er die Empörung im Kloster, indem er in frebler Kühnheit in die Klausur einbricht und den Mädelsführer Tutilo, der ihm entehrende Strafe zudehnt, zu Boden schlägt. In solchen Momenten stürmt der künstlich niedergehaltene Angestimm seiner wilden Natur jäh hervor, und er wird verwegen bis zur Tollkühnheit. Das zeigt sich auch bei der Entführung der Gelliebten. Der gute Abt Bernhart hatte Recht, als er von ihm sagte: „Er ist ein Falk aus den thüringischen Bergen, diese ertragen schwer die Kappe, sind sie aber gebändigt, dann stoßen sie freudig.“ Das müssen weiterhin seine Mutter,

Dr. Wilhelm Bönige
Erläuterungen zu den Klassikern.
127. Bändchen.

Erläuterungen

zu

Gustav Freytags
„Die Ahnen“.

Dritte Abteilung.

Die Brüder vom deutschen Hause.

Von

Paul Sommer,
Rektor.

Preis 40 Pfg. — 48 Heller.

Verlag von Herm. Beyer in Leipzig.

II.

Gang der Handlung.

I. Auf dem Wege von den roten Bergen nach Erfurt lag im Jahre 1226 in einer Niederung der Hof von Ingersleben, ein alter Herrensitz, wo ein Nachkomme Ingrams, der junge und ritterliche Ivo, hauste. Mit seinem Oheime, dem harten und eigennütigen Grafen Meginhard, der auf der Mühlburg wohnte, lebte er in keinem guten Einvernehmen. Letzterer ritt gern als Vasall im Dienst und Gefolge des Landgrafen, mit dessen Hilfe er seinen Besitz mehrte. An einem Frühlingstage herrschte auf Ivos Hof reges Treiben; denn der junge Edelmann wollte sich heute in festlichem Zuge zum Landgrafen begeben, um dort nach altem Brauch den Ehrentrock entgegenzunehmen. Sein Marschall Henner musterte nochmals alles mit scharfem Auge und ermahnte insbesondere seinen Schüler, den tapferen, aber ungeschlachten Luk, zu höfischem Verhalten, wie es einem jungen Ritter wohl ansehe. Dieser rief des Herrn Schreiber, den Wagnanten Nikolaus, herein, der ihnen bald darauf den selbstgebauten Würzwein kredenzte.

Währenddem stand Ivo allein auf der Galerie seines Hauses, die über den kleinen Hofgarten vorsprang und lautete beglückt dem Sange eines Vögleins. Hier fand ihn sein alter Kämmerer Godwin, welcher dem Herrn riet, Waffentaten zu vollbringen. Ivo verwies ihn auf den bestehenden Frieden; er glaube im Sinne seiner Väter zu handeln, wenn er nicht knausere, sondern mit vollen Händen spende. Der alte Godwin gab sich hiermit zufrieden.

Bald darauf brach Ivo mit seinen Mannen gen Westen auf. In der Nähe des Dorfes Friemar hielt er auch diesmal nach alter Gewohnheit Rast. Nikolaus bog nach dem Dorf-

anger ab, wo die Jugend das Fest des Maiein bei Musik und Becherklang beging. Bertold, der Sohn des Richters Bernhard, waltete mit stolzem Selbstgeföhle des Amtes als Vortänzer. Auf den Rat seiner Schwester, der schönen Friderun, wurde ein altes Ballspiel begonnen. Friderun warf den Ball soweit, daß er über den Weg rollte, wo gerade einige Reiter angesprengt kamen. Doch ehe deren einer den Ball aufnehmen konnte, hatte ihn der schnellfüßige Nikolaus aufgehoben. Ritter Konz aber riß ihn dem Schüler ans der Hand und begehrte nun sein Recht als Mitspieler. Nikolaus geriet deshalb in Wortwechsel mit ihm. Den Dorfleuten gelang es, zu schlichten. Konz machte sich viel um Friderun zu schaffen. Diese aber achtete seiner wenig. Das erbitterte ihn, und er beklagte sich darob bei Bertold, der ihn zur Geduld ermunterte. Bald begann der Reigen um die Linde, an dem sich alle wader beteiligten. In der Tanzpause unterhielt man sich mit Rätselraten. Nikolaus tat sich hierbei hervor. Das erregte aufs neue des Ritters Zorn, und er wollte den vorwitzigen Schüler mit dem Schwerte strafen. Doch der alte Dorfrichter wehrte dem. Mißmutig trabte Ritter Konz davon. Die Anwesenheit des strengen Richters lähmte den Trubel; da forderte Friderun den Spielmann auf, das Volk durch Singen und Sagen auf andere Gedanken zu bringen. Ruprecht, der Spielmann, sang von einem Lintwurm, der einst in grauer Vorzeit gehaust und den ein fremder Ritter bezwungen. Friderun lautete der alten Mär und war so in Gedanken versunken, daß sie nicht das Näher von Ivo bemerkte, der sie von seinem Hofse freundlich grüßte. Der Spielmann hatte die Sage von seinem Geschlechte gesungen, eine Ahe ihres Hauses hatte einst den Erben gerettet. Ivo bat sie, an ihrem Hochzeitstage ihr Brautführer sein zu dürfen, und ritt freundlich grüßend, davon. Sie aber blieb bleich zurück und schleuderte den Maieinfranz mit zitternden Händen fort.

II. Der junge tatkräftige Landgraf Ludwig, der soeben einen Kriegszug nach Welschland zur Unterstützung Kaiser Friedrichs II. vorbereitet, hatte sich zu dieser Zeit nach seinem unweit von Gotha gelegenen Meierhose begeben, um dort nach alter Gewohnheit den Mai zu begrüßen. Ihm nahte sich Ivo mit seiner Schar, von einigen Rittern des Landgrafen geziemend begrüßt. Nach einem lustigen Speerrennen ließen sich der Landgraf und Ivo in ein trauliches

III. Sprüche und Sprichwörtliches.

1. Gegen erlauchte Herren muß man geziemende Rücksicht üben. Sie lohnen es wieder durch ihre Gnade, wenn man sie nicht merken läßt, daß sie wenig vermögen. (I.)
2. Ungerlich ist es für einen Kriegsmann, wenn ein müßiger Schreiber im Hofe stolziert. (I.)
3. Immer trägt der Arzt die Schuld, wenn der Kranke etwas versteht. (I.)
4. Schüler und Ritter gehören zusammen, was der eine nicht übt, versteht der andere. (I.)
5. Ein Alter bedarf wenig Zeit, sich zu bereiten, die Frauen lächeln ihm nicht mehr zu. (I.)
6. Das Ross gehört zum Reiter, und man sagt, daß auch die Pferde denselben Stolz haben. (I.)
7. Wer sich in der Jugend dem Dienste einer Frau an gelobt, der wird im Alter entweder ein Mönch oder ein sparbarer Herr. (I.)
8. Jede Magd will, daß man um sie werbe. (I.)
9. Was ein öder Gänserich schreit, schnattern die andern nach. (I.)
10. Wer Streit aufregt, verliert den Schutz. (I.)
11. Wer mit dem Fronboten naht, der sorgt nicht um kalten Gruß. (I.)
12. Geheimer Dienst ist nur halber Dienst. (II.)
13. Zuweilen gefällt man am leichtesten, wo man am wenigsten um den Beifall sorgt. (II.)
14. Manche, die sich hart geberdet, verbirgt mit Mühe vor ihren Hüttern Leid und Sehnsucht. (III.)
15. Auf leichte Münze folgt leichter Dienst. (III.)
16. Zu hurtigem Rennen gehört ein ganzer Mann und scharfer Wille, sonst hilft nicht starker Rücken, nicht feste Schenkel. (III.)
17. Vorsicht ist immer gut. (III.)
18. Non leo rugiens, neve bos engiens, nec hircus hinniens, cornibus quatiens insanit totiens. quam miles saliens dominal serviens.

- d. i. Nicht der brüllende Löwe, noch der brummende Ochse, Und nicht der meckernde Bock, der mit den Hörnern stößt, Begeht soviel Unsinn'ges, als der Speere verstehende Ritter, Der seiner Herrn dient. (IV.)
19. Es ist Art der Welt, die Liebenden zu bewundern, wenn sie Unglück haben. (IV.)
20. Jedermann denkt in der Stille gut von sich und rechnet auf besseres Glück. (IV.)
21. Ich muß den selig preisen, der selbst die Wahrheit zu erkunden vermag. (V.)
22. Das Himmelswasser ist ein guter Freund der Bauern. (V.)
23. Der Stolz eines wackeren Mannes geht nach oben und nicht abwärts. (V.)
24. Der Hunger ist der Andacht hinderlich. (V.)
25. Gott wirkt seine größten Werke durch die Gedanken und den Willen der Menschen, welche ihnen dienen. (V.)
26. Die Brüder wechself und sterben, die Bruderschaft dauert. (VI.)
27. Alles Große und Dauernde auf Erden hat nicht eine Gesellschaft von Schwachen geschlossen, die sich zusammenschwor, sondern ein Held, der höher dachte als die andern alle. (VI.)
28. Wer hoch von sich denkt, der steckt sich wohl auch ein großes Ziel. (IV.)
29. Wer den Sinn eines Königs hat ohne die Macht, der vermag schwerlich zu bestehen im Kampfe gegen die wilde Welt. (VI.)
30. Wer sich mit dem Schwert nicht rächen darf, bezahlt zuweilen ein Messer. (VII.)
31. Es ist geringe Freude einen Ungeschickten anzulehren. (VII.)
32. Der Lehrer muß etwas voraus behalten vor dem Lehrling. (VII.)
33. Der Ungetreue vergeht, der Redliche besteht. (VII.)
34. Niemals trifft sich eine bessere Gelegenheit, dem Mangel abzuhefen. (VIII.)
35. Auch deutsche Priester sind begierig, Holz zum Scheiterhaufen zu schichten. (VIII.)
36. Wenig liegt an dem Leben eines Besiegten. (VIII.)
37. Wer die Geschenke eines Morgenländers ablehnt, beleidigt ihn schwer. (VIII.)
38. Kein Zutrauen ist möglich zu einem Volk, dessen Glaube ehrlose Laten heiligt. (VIII.)

Dr. Wilhelm Königs
Erläuterungen zu den Klassikern
128. Bändchen.

Erläuterungen

zu

Gustav Freytags „Die Ahnen“.

Vierte Abteilung.

Markus König.

Von

Paul Sommer,

Rektor.

Preis 40 Pfg. — 48 Heller.

Verlag von Herm. Beyer in Leipzig,
Brommestr. 8.

II.

Gedankengang.

I. Zur Fastnacht des Jahres 1519 herrschte in Thorn, der starken, aufstrebenden Weichselstadt reges Leben. Die reichen Bürger hatten sich von dem verkommenen Deutschritterorden, der nur wenig noch von seiner einstigen Macht und Herrlichkeit aufzuweisen hatte, losgesagt und sich unter den Schutz des Polenkönigs gestellt, hoffend, daß dieser eher geneigt sein würde, Freiheiten und Vorrechte zu gewähren, denn der tyrannische Ritterorden. Doch trotz alledem wollte es nicht recht werden, und gar mancher gut deutsch gesinnte Bürger fühlte sich in seinem Gewissen nicht völlig frei, seitdem Thorn unter polnischer Oberhoheit stand.

Heute zum Markttag füllten sich frühzeitig Straßen und Plätze; gar zahlreich waren die Landleute und Junker der Umgegend vertreten, auch Polen mit ihren Tauschwaren: Honig, Wachs und Felle fehlten nicht. Raun war der Gruß der Morgenglocken verhallt, so ließ der Rat der Stadt an allen Ecken durch Anrufer warnen, den Stadtfrieden zu brechen. Die Bürger der einzelnen Stadtviertel hielten, voran die mächtige Fahne, ihren Umzug; die der Altstadt erwiesen auch dem alteingesessenen Handelsherrn Markus König durch ihren Führer die hergebrachte Reverenz, wofür der Kaufherr jedes Neujahr eine Kanne Wein zu spenden verpflichtet war. Je höher die Sonne stieg, desto lebhafter wurde auch das Treiben und Drängen in der Stadt; das junge Volk trieb allerlei Schabernack und übermütigen Mummenschanz, und selbst mancher Alte hatte heute zu Ehren des Tages seinen Pelz oder Rock umgekehrt.

Am Kirchhof von St. Johannes hatte der rührige Buchhändler Hannus seinen Stand. Er musterte sorgfältig die Vorübergehenden und rief diesen und jenen einladend an,

so auch einen Fremden, der mit seiner schönen Tochter vorbeiwollte. Es war der Magister Fabricius aus Danzig, der sich, mit Empfehlungen wohl ausgerüstet, in Thorn niederlassen wollte. Hannus schob ihm vorsichtig einige Streitschriften Luthers zu, die er sonst vor den spähenden Blicken der argwöhnischen Dominikaner zu verbergen wußte. Während beide verhandelten, erschien plötzlich ein Dugend als Teufel verkleideter Gesellen. Sie umkreisten alsbald den Stand des Buchhändlers und trieben allerlei Mötoria mit einem dort gerade weilenden Dominikaner und einem polnischen Edelmann, der der schönen Magistertochter nachspürte. Der heißblütige Pole zog rasch sein Schwert gegen den Anführer der Übermütigen, ihm die Larve teilend und den Kopf treffend. Von zornigen Fäusten gepackt, wurde der Friedensbrecher abgeführt. Der jugenbliche Anführer aber, welcher noch mit Jungfer Anna weiteren Scherz treiben wollte, erschrak über deren verstörtes Antlitz und führte seinen wilden Haufen weiter.

Am Nachmittage desselben Tages trat der Bürgermeister Hutfeld in das Haus seines Schwagers, des stolzen Handelsherrn Markus König. Beide, ursprünglich Freunde, waren einander im Laufe der Jahre fremd geworden. Hutfeld berichtete von dem Zusammenstoße mit dem Polen Piotrowski, der ein Gesandter des Großkanzlers sei und den Georg König, des Kaufherrn Sohn und Hutfelds Pate, als Anführer der Luzifergesellen gereizt. Markus König ließ seinen Sohn rufen, dem nun Hutfeld ein strenges Verhör vor dem Räte ankündigte; bis dahin sollte sich Georg in seines Vaters Hause aufhalten und nicht dessen Schwelle überschreiten.

Als Vater und Sohn wieder allein waren, führte ihn ersterer in ein abgelegenes Gewölbe vor einen großen Schrant und zeigte ihm darin die Kleidung eines Ordensmeisters, die einst einer der Ahnen getragen. Auch erzählte er, wie sein Vater, weil er ein Freund des Ordens gewesen, auf dem Blutgerüst habe sterben müssen und wie dessen polenfreundlicher Bruder ihn erzogen und ihm das Erbe gerettet habe. Dann ließ er seinen Sohn allein in dem Raume, in dem es, wie die Hausmät berichtet, nicht geheuer zugehen sollte. Der alte König aber saß abends in seinem Arbeitszimmer und überschlug noch einmal die Pösten seines Geheimbuches, worin er alle Stiftungen, die er zum Heile seine Seele gemacht, sorgfältig eingetragen hatte.

pflichtung, die durch einen Eid bekräftigt wurde, einen bestimmten Sold. Die erforderlichen Ausrüstungsgegenstände mußte jeder Landsknecht selbst mitbringen. Der ganze „Hauf“ oder die „Gemeine“, wie ein solcher Trupp geheissen wurde, zerfiel in Fähnlein, deren jedes unter dem Befehle eines Hauptmanns stand. Ein Regiment zählte in der Regel 10—16 Fähnlein zu je 400 Mann. Dem Obersten zur Seite stand der Locutenens, Locotenant oder Stellvertreter, woraus später die noch heute übliche Charge des Oberlieutenants sich erkärt. Auch jeder Hauptmann hatte einen solchen Stellvertreter, später Leutnant genannt. Zum Fähnlein gehörte ferner der Fähnrich, ein Feldwebel, ein Kaplan und ein Feldscher sowie ein Spiel, aus einem Trommler und Pfeifer bestehend. Das Fähnlein gliederte sich in Rotten zu je zehn Spießer, denen ein Rittmeister vorstand. Für die Verpflegung sorgten die Proviant- oder Quartiermeister, während der Gerichtsdiens durch Schultheiß, Profoß und Stockmeister ausgeübt wurde. Die Hauptwaffe der Landsknechte war der Spieß und nur wenige führten die Hafenbüchse oder Arkebuse. Die „Spießer“ kämpften in festgeschlossenen sog. „hellen“ Haufen, während die Arkebuseros um sie herum verteilt waren und den Kampf eröffneten. Die Rüstung bestand zumeist aus Harnisch und Blechhaube. Der Dienst bei den Landsknechten war gern gesucht, und sogar adlige Herren drängten sich dazu. (Nach Schott.)

60. ‚Doppelsöldner‘ hießen zu jener Zeit diejenigen Landsknechte, welche mehr als 4 Gulden monatlichen Sold erhielten.

61. ‚Starost‘ war die Benennung jener polnischen Edelleute, welche ein königliches Lehn verwalteten und denen gewisse gerichtliche Funktionen zustanden.

62. ‚Bagen‘, eine zunächst in Bern, welche Stadt einen Bären im Wappen führt, geprägte Münze; daher auch ihr Name, abgeleitet von Baz oder Baz, der Kofeform für Bär; diese silberne Scheidemünze, welche in der Schweiz und teilweise auch in Süddeutschland bis zum Jahre 1851 in Umlauf war, galt etwa 15—16 Pf.

63. ‚Dnnes‘, aus dem Lateinischen, = alle.

VIII. 64. ‚Karnöffelspiel‘; — karnöffeln heißt im Niederdeutschen: mit der Faust schlagen. Die Landsknechte pflegten solche derben Spiele zu treiben, wobei das Prügeln

und das Aufhauen mit den Fäusten eine gar wichtige Rolle spielten.

65. ‚subtil‘, aus dem Lateinischen, = fein, haarscharf.

66. ‚Cyclopon‘ d. h. Rundäugige, Söhne des Poseidon, waren nach Homer wilde, einäugige Riesen, auf der Insel Trinakria wohnhaft.

67. ‚Pan‘, aus dem Polnischen, = Herr.

68. ‚Konzipieren‘, aus dem Lateinischen, = ein Schriftstück aufsetzen.

69. ‚ein dummer Dorfteufel‘. — Wuz erinnert hier an einen Schwank, den Hans Sachs 1557 poetisch in seinem „Der Teufel läßt keinen Landsknecht mehr in die Hölle fahren“ verwertet hat. — Auch die Anspielung auf St. Peters Verhalten hat derselbe Dichter in einem im nämlichen Jahre verfaßten Dialoge poetisch behandelt.

70. ‚Kukul vom Heben‘. — Die deutsche Göttersage schreibt vielen Vögeln, wie dem Kuckuck, dem Raben, dem Hahn, die Gabe der Weissagung zu; so berichtet Tacitus in seiner „Germania“, daß die Germanen aus Vogelstimmen die Zukunft vorher sagten. Besonders der Kuckuck soll als Prophet Geltung haben, wie noch vielfach bestehender und fast allgemein verbreiteter Volksglaube zeigt.

71. ‚Gauch‘, vom mittelhochdeutschen gouch = Narr, niederdeutsche Bezeichnung für Kuckuck (Guckgach.)

IX. 72. ‚Zeidler‘, vom mittelhochdeutschen zidelen = aus Bienenstöcken Honig ausschneiden, sind Bienenzüchter.

73. ‚Thusnelda‘, Tochter des Theruskerfürsten Segest und Gemahlin Hermanns, des Römerbesiegers, wurde diesem von ihrem Vater im Jahre 15 n. Chr. wieder entrisen und den Römern ausgeliefert. In der Gefangenschaft gebar sie den Thumelikus, dessen Schicksal Fr. Palm im „Fechter von Ravenna“ dramatisch verarbeitet hat. Zwei Jahre nach ihrer Gefangennahme wurde sie von Germanikus in Rom im Triumphzuge aufgeführt.

74. ‚Musen‘, bei den Alten die Göttinnen der Dichtkunst und Musik, woher ihr Name; denn *Movou* ist abgeleitet von *μαονη* oder *μωουη* d. h. ich sinne. Als ihre Eltern galten Zeus und Mnemosyne, also höchste Verstand und Gedächtnis. In der ersten Zeit unterschied man drei, später fünf, sieben und seit Hesiod neun Musen. Bei den Römern wurden diese schönen Jungfrauen, welche meist mit den

Dr. Wilhelm Königs
Erläuterungen zu den Klassikern
129. Bändchen.

Erläuterungen
zu
Gustav Freytags
„Die Ahnen“.

Fünfte Abteilung.

Die Geschwister.

Von

Paul Sommer,

Rektor.

Preis 40 Pfg. 54 Heller.

Verlag von Herm. Beyer in Leipzig,
Brommestr. 8.

A. Der Rittmeister von Alt-Rosen.

I. Bedenkengang.

I. Nahe der Heerstraße, die von der Tauber zum Main führt, rastete an einem Sommernachmittage des Jahres 1647 eine Reiterchar. Es waren deutsche Regimenter, welche kurz zuvor unter Marschall Turennes Fahnen gegen die Kaiserlichen gefochten und nun wegen treuloser Behandlung sich von den Franzosen gewandt hatten. Turenne vermifste sehr ungern diese waderen Kerntruppen, deren gute Manneszucht gar selten abfiel von der Unordnung der meisten Heereshaufen. Er bemühte sich eifrig, diese Schar zurückzugewinnen und schickte den Junker Reinbold, der seine Kompagnie verlassen hatte und bei dem Marschall geblieben war, als Unterhändler zu den lagernden Reitern. Der Rittmeister Bernhard König vom Regimente Alt-Rosen bekam den Befehl, zu verhindern, daß der Abgesandte mit den Soldaten unmitttelbar unterhandle, bevor ihn der Befehlshaber des Reitertrupps empfangen.

Während beide Rede und Gegenrede pflogen, wurde Bernhards Laufjunge, der beim Mäusen ertappt worden war, eingebracht. Der kleine Schelm hatte nicht aus Raublust, sondern um sich gegen die ihn hänselnden andern Troßbuben zu schützen, den Streich vollführt.

Mittlerweile hatte der General mit den übrigen Anführern Kriegsrat abgehalten. Alle entschieden sich für Ablehnung des von Turenne ausgehenden Angebots. Auch die Reiter, welche von dem Begehre des Franzosen erfuhren, stimmten ihren Offizieren einhellig zu, und zornig wandte

der Abgesandte sein Roß, noch im Davonreiten dem Rittmeister König den Fehbehandelschuß zuschleudernd.

Kurze Zeit darauf flogen französische Stütkugeln ins Lager der Reiter. Diese sammelten sich schnell und kamen den Feinden zuvor. Nach kurzem, heftigem Ringen mußten sich die Franzosen trotz des Marschalls Widerstreben unter Zurücklassung einiger Geschütze zurückziehen. Am Abend brachen die Reiter auf und stießen einige Stunden später zu den übrigen Regimentern, die abeits bei dem Troß geblieben waren.

II. Unter den zuletzt von der Verfolgung des Feindes zurückkehrenden befand sich Bernhard. Er stieß bald darauf auf den General, mit dem er seit der lustigen Studentenzei befreundet war. Beide erörterten mit einander die nächste Zukunft der Regimenter. Im Lager angekommen, wurde Bernhard, der eine Fleischwunde am Arme davongetragen hatte, von seiner Schwester Regine empfangen und verbunden. Wenige Augenblicke später trat der General in Bernhards Zelt und teilte mit, daß dieser in Sachen der Regimenter notgedrungen nach Thüringen reisen müsse. Regine entschied sich, trotz der abwehrenden Bitten des Generals, den Bruder zu begleiten. Der Kriegsrat hatte sich nämlich entschlossen, der Reiter Dienste dem Herzog Ernst von Gotha anzubieten. Schon am nächsten Morgen war Bernhard mit seiner Schwester und einigen als Bedeckung dienenden Reitern auf dem Wege nach dem Gotha'schen. Langsam folgte das Heer nach, die narbigen, gebräunten Krieger, von denen gar mancher die fast dreißig Jahre des unheilvollen Kampfes auf den verschiedenen Schlachtfeldern mitgemacht hatte, inmitten der lärmenden, ungeberdigen und schwer zu zügelnde Troß, der so recht ein Abbild der wilden Zeit abgab.

III. Nach einigen Tagen hatte Bernhard den Rennstieg erreicht; bei ihm waren außer Regina nur Pieps, sein Bube, und der ergraute Gottlieb Range. Den Rest der Reiter hatten sie an der Berra zurückgelassen. Überall trafen sie Schutt- und Trümmerhaufen, wo ehemals blühende Dörfer gestanden. Als sie den Rennstieg kaum überschritten hatten, wurden sie von bewaffneten Bauern auf gothaischem Gebiete gefangen genommen. Vor weiterer Unbill wurden sie durch die herzutretende Jungfer Judit geschützt, welche die Fremden auf Seitenpfaden in einen im dichten Unterholze gelegenen sicheren Böhlenverschlag führte. Hier lagerte um eine alte

VIII. 74. 'Deines Rosses letzter Sprung'; das ist die Lehre, die Bernhards Ahne Immo seinerzeit im Kloster von dem greisen Freunde empfing (s. Nest der Zaunkönige).

75. 'Rebelskappe'. — Diese aus der Siegfriedsage bekannte, wunderbare Kopfbedeckung machte den Träger unsichtbar.

76. 'Extraktion', aus dem Lateinischen, = Auszug, nämlich das Wichtigste seines Lebensganges.

77. 'Revelationen', aus dem Lateinischen, = Offenbarungen.

78. 'verifiziert', aus dem Lateinischen, = abgefaßt, übersetzt.

79. 'Recompens', aus dem Lateinischen, = Belohnung, Entgelt.

IX. 80. 'machiniere' = tätig bin.

81. 'contentieren' = befriedigen.

82. 'Ranzion', aus dem Französischen, bezeichnet das zum Loskaufen von Kriegsgefangenen erforderliche Lösegeld.

83. 'am weißen Berge'; dies ist eine westlich von Prag gelegene Erhebung, wo die Kaiserlichen unter Maximilian von Baiern und Buquoy über die Böhmen unter Christian von Anhalt am 8. November 1620 siegten.

84. Bellona, griechisch *Erwó*, war bei den Alten die Göttin des Krieges; sie galt als Schwester, nach anderen als Tochter oder auch als Amme des Mars. Sie ist das Sinnbild der in öffentlichen Kriegen gestatteten Mordlust und verkörpert das Grausige und Schreckhafte eines Krieges. Als stete Begleiterin des Mars treibt sie, seinem Wagen vorwegschreitend und die blutige Geißel schwingend, die beiden Rosse Pavor und Formido (Angst und Schrecken) an; zuweilen erscheint sie mit fliegenden Haaren und die rotglühende Kriegsfahel schwingend zwischen den feindlichen Heeren, diese zu höchster Kampfeswut anfeuernd. Abgebildet wird sie zuweilen als ein grimmiges Weib in voller Rüstung oder auch barhäuptig mit wehenden, wirren Haaren. Ihr war besonders in Cappadocien ein reicher Tempel geweiht, dessen Oberpriester große Macht und hohes Ansehen genoss; auch in Rom erfuhr sie große Verehrung; hier stand ihr Tempel auf dem Marsfelde, davor befand sich eine Kriegssäule (*columna bellica*). An den ihr geweihten Festtagen geberdeten sich ihre Priester wie rasend und ritzten sich mit scharfen Klingen blutende Armwunden.

85. 'Braunau', eine unweit der schlesischen Grenze gelegene böhmische Stadt, deren Klosterkirche durch ihre von den Katholiken erzwungene Sperrung die Veranlassung zum dreißigjährigen Kriege gab.

Schluß. —

IV.

Charaktere.

Auch in dieser Erzählung zeigt der Dichter seine hohe Begabung, Menschen und Verhältnisse weit hinter uns liegender Zeiträume lebendig vor sich zu sehen und plastisch zu gestalten. Sein gesunder Realismus kommt ihm hierbei ebenso zu statten, wie sein reiches kulturhistorisches Wissen. Auf dem vielfarbig gestalteten geschichtlichen Hintergrunde des unheilvollen dreißigjährigen Krieges mit seinen Verheerungen von Land und Sitte, seinem dumpfen Aberglauben, der noch immer in Hezenprozessen seinen Niederschlag sucht und der unfruchtbaren theologisch-dogmatischen Denkweise spielen sich zwei nebeneinander herlaufende Liebesgeschichten ab, eine theologisch-geistliche und eine kriegerisch-weltliche; die zweite wird, wie im „Nest der Zaunkönige“ durch eine Entführung zu gutem Ende gebracht, die erste durch das offene Bekenntnis Regines — man denkt unwillkürlich an Goethes „Iphigenie“ — und durch die Entscheidung Herzogs Ernst von Gotha. (Seiler). Freitag verschont uns mit der Schilderung der Greuelzenen jener Zeit; wohl sehen wir deren Spuren; aber überall sproßt schon neues frisches und gesundes Leben aus den Ruinen, überall spürt man nicht bloß den widerlichen beklemmenden Verwesungsgeruch einer untergegangenen Zeit, sondern den erquickenden und Hoffnung erweckenden Morgenhauch einer starken Volkserneuerung und -erweckung. So gleicht dieser Roman, um einen Maartenschen Ausdruck zu gebrauchen, einem Abundankensbilde, worin das Glend vor dem siegreich hervorbrechenden Volkswohle weicht. Schon der Eingang erfüllt uns mit diesem zuversichtlichen Ahnen; das Auftreten, die immerhin straffe Manneszucht der thüringisch-sächsischen Regimenter sieht vorteilhaft genug ab von der Soldateska jener wilden Jahre, und wir erkennen

Dr. Wilhelm Königs
Erläuterungen zu den Klassikern
130. Bändchen.

Erläuterungen
zu
Gustav Freytags
„Die Ahnen“.

Sechste Abteilung.

Aus einer kleinen Stadt.

Von

Paul Sommer,
Rektor.

Preis 40 Pfg. — 48 Heller.



Verlag von Herm. Beyer in Leipzig,
Brommestr. 8.

II.

Gedankengang.

I. Im Jahre 1805 hatte sich in einer altertümlichen schlesischen Handelsstadt ein junger Arzt, Doktor Ernst König mit Namen, niedergelassen, ein stattlicher Mann, der bald mit dem königlichen Acciseeinnehmer Köhler befreundet war. Er war einige Zeit in Paris gewesen und hatte sich deshalb rasch von einigem verpöfsten Wesen seiner Heimat freigemacht. Oft tauschten die beiden Bekannten, deren patriotisches Herz über den Gang der Politik in den letzten Jahren recht bekümmert war, ihre bangen Ahnungen über das drohende Schicksal ihres Vaterlandes aus. Eines Tages betraten sie die Honoratiorenstube eines Weinhändlers. Der Einnehmer machte den Doktor bald mit den Anwesenden bekannt. In dem nämlichen Augenblicke entstand draußen auf dem Markte ein Getümmel. Ein Bursche, der wegen eines Liebeshandels sich an seinem gräßlichen Inspektor vergrißen hatte und geflohen war, war blutend eingebracht worden. Vergebens flehte er um Wasser; seine harten Wächter stießen ihn unbarmherzig vorwärts. Da sprang der Arzt schnell hinzu; er verband ihm die klaffende Hiebwunde und reichte ihm mit tröstenden Worten das labende Naß. Beim Wiedereintreten machte der Arzt aus seinem Unwillen über die ungerechte und brutale Justiz kein Hehl, worüber sich besonders ein bramarbasierender Leutnant empörte.

Nach dem Essen besuchte der Doktor den Gefangenen und ließ ihm Geld zurück, damit sich dieser Ersatz für seine verloren gegangene Mühe beschaffen könne. Dann bat er den ihm bekannt gewordenen Kammerherrn von Bellerwiz um Vermittelung und Fürsprache in dieser Affäre, wozu sich dieser auch bereit erklärte. Am nächsten Morgen jedoch erfuhr er, daß der Gefangene ausgebrochen und wahrscheinlich ins Gebirge geflüchtet sei. Seine Braut war von der gütigen Kammerherrin von Bellerwiz in Dienst genommen worden.

II. Der Einnehmer und der Doktor fanden wachsendes Gefallen aneinander. Ersterer hatte einst seinen Freund zum Rehbraten eingeladen. Als unwillkommener Dritter kam ein Hauptmann hinzu. Der Einnehmer, der so leicht nicht Braten und vertrauliches Gespräch opfern wollte, wußte ihn damit abzuschrecken, daß er vorgab, dem Doktor heimlich Hundesfleisch vorsehen zu wollen. Auch sonst verstand es der witzige Einnehmer, die Vertreter der bewaffneten Macht zu foppen, so daß zwischen ihm und den Offizieren eine kleine Spannung bestand.

Der Doktor gewann durch seine geschickten Kuren sowie durch ausgesprochen menschenfreundliches Wesen bald Ansehen und Ruf. Einmal wurde er von einem alten Landgeistlichen, der fernab der Stadt wohnte, an das Krankenbett von dessen Frau berufen. Die jüngste Tochter des Hauses, Henriette, die allein noch bei den Eltern weilte, machte auf ihn einen tiefen Eindruck. Der Pfarrer, der bald darauf zu einem Schwerkranken gebeten wurde, ließ ihn in Gesellschaft seiner Tochter und zweier ihr befreundeter Landmädchen, welche bereits beide verlobt waren, zurück. Der Doktor ward redselig und erzählte viel von seiner Familie und seinen Reisen und Studien. Gar bald war er in eine angenehme Unterhaltung mit der schönen Henriette verstrickt; auch ihr schien der Arzt nicht gleichgiltig. Am Abend erst trennte er sich von dem eben zurückgekehrten Senior, den er bald darauf durch ein langersehntes Bild der Feste Koburg erfreuen konnte. Der Beschenke erwiderte mit einer reichlichen Kiste voll selbstbereiteter Schwaren, die der Arzt in wehmütig stiller Erinnerung an das schöne Mädchen allmählich verzehrte.

III. Bald ward die Stadt durch die Kriegserklärung an Napoleon in Aufregung versetzt; auch die dort garnisnierende Kompanie rückte ins Feld. Nicht lange darnach kamen die Truppen kleinlaut und bestürzt wieder und zogen in entgegengesetzter Richtung ab. In diesen Tagen der Unruhe drängte es den Doktor, wieder bei dem Senior vorzusprechen. Er traf diesen, seine genesene Frau und Henriette an. Das Gespräch drehte sich um den Krieg; Henriette sollte bei androhender Gefahr zu einer Verwandten in die Kreisstadt. Sie führte den Arzt zu ihres Vaters Schaffherde; der alte Schäfer prophezeite allerhand drohendes Unheil. Als der Arzt sich nach dem Abendessen heimbegab, wurde er mit seinem Wagen im Walde von einem Manne angehalten.

wirkten durch Wort und Schrift, ja sogar mit der Tat für Griechenlands Befreiung. Zu erwähnen ist hier besonders der deutsche Dichter Wilhelm Müller (1794—1827) dem menschliche, christliche, politische und klassische Sympathien die Glut für seine herrlichen Griechenlieder gaben.

76. 'Rätkchen von Heilbroun' ist das im August 1808 veröffentlichte romantische Ritterchauspiel Heinrich von Kleists.

77. 'die schwarze Feme'. Der Name ist nach von Nicht-hofen auf das lateinische fama zurückzuführen. Diese auf westfälischer Erde abgehaltenen Gerichte waren nichts weiter denn die Überreste der alten kaiserlichen Gerichte; sie wurden am hellen Tage, unter freiem Himmel, an bekannten Malstätten abgehalten. Die Vorsitzenden, die Freigrafen, galten als kaiserliche Beamte. In allen Teilen des Reichs dienten ihnen rechtskundige Männer (Wissende) als Beisitzer. Erst allmählich wurde die Feme eine Art Geheimbund. Sie befaßte sich nur mit Fällen, welche die gewöhnlichen Gerichte nicht erledigen konnten. Ihre Strafe war allein der Tod, und da die gewöhnlichen Vollzugsorgane ihr nicht zur Verfügung standen, so mußten die Mitglieder das Amt des Nachrichters übernehmen. Stellte sich der Verklagte nach ordnungsmäßiger Ladung nicht, so ward das Urteil an ihm vollstreckt, sobald man seiner habhaft wurde. Selbst Fürsten wurden vor das Femengericht geladen; nur mit Frauen, Geistlichen und Juden gab es sich nicht ab. Als es schließlich in Parteinahme ausartete, bereitete es sich selbst ein Ende. (Nach A. von Ege).

II —

III. 78. 'Eugen Sue' (1804—57), äußerst furchtbarer französischer Romanschriftsteller, der mit brutalem Instincte die abnormen Auswüchse menschlicher Gesellschaft, Dirnen- und Verbrechenliteratur literarisch behandelte und große Abnahme fand. Bei ihm jagen sich die Ereignisse „Schlag auf Schlag mit erschreckender Hast, unruhig, springend, wunderbar, oft gar nicht, oder doch schwer erklärlich, fast immer mit einem Schleier des Ungewöhnlichen und Unheimlichen umgeben. Der Leser wird gehegt; keine Pause, keine Ruhe; wie ein scheues Pferd jagt die wilde Phantasie weiter, Szenerien, Personen, Situationen, Charakterwandlungen häufend und verwickelnd. Der Leser wird durch eine unabsehbare Reihe von Gräuelfzenen hindurch gehegt, von denen eine gräßlicher als die andere." (Gonegger, Bausteine einer allgemeinen Kulturgeschichte der neuesten Zeit 1868. Bd. 4 S. 118.)

79. 'Boz'; Dickens war der Lieblingsdichter Frehtags, dem er die fröhliche Auffassung des Lebens, das unendliche Behagen, den wadern Sinn, welcher hinter der drolligen Art hervorleuchtet" sowie „die gewaltigen Schilderungen von Schuld und Strafe, von menschlichen Torheiten und Lastern, von dem inneren Verderb, den diese in den Seelen hervorbringen, und von der gerechten Vergeltung, welche durch die Mißthat selbst in die Verbrechen geführt wird" nachrühmt.

IV. 80. 'Gallionbild'. — Gallionen nannte man die größten Segelkriegsschiffe des Mittelalters mit steil aufsteigendem Schnabel.

V.

Zur Charakteristik der Personen.

Frehtags „Ahnen“ wollen uns das deutsche Volk in seinem Ringen und Werden zeigen, Als zeitlichen Hintergrund wählt der Dichter deshalb vorwiegend Perioden, die eine gewisse Krisis in unserer Entwicklung zur Darstellung bringen. Frehtags Helden, Ingo und sein Geschlecht, sind bodenständige Naturen, welche das natürliche Recht ihres Volkstums mit zähester Energie verteidigen: so sehen wir Ingo als erbitterten Gegner der Römer und Ingram als Feind der welschen Weise, die den Deutschen durch Bonifatius mit dem Christentume als wenig erfreuliches Surrogat aufgenötigt wurde, so Immo im Kampfe gegen die ihm unbecome Kutte und den ihm wenig zusagenden Priesterrod und später für das Recht seines Geschlechts und seiner Liebe. Sie alle besitzen eine instinktive Abneigung gegen jegliche fremdartige Beimischung ihres Volkstums, weil sie ahnen, daß dadurch Einheit und Stärke ihrer Nation vernichtet werden. Sehr geschickt versteht es der Dichter, welcher mit ruhigem Wirklichkeitsinn der Natur mancherlei Geheimnisse abgelautet hat, uns in vielen Fällen durch vorbereitete Ausmalung der Szenerie in die Seelenstimmung seiner Helden zu versetzen, es ist das eine Symbolik, die uns vielfach an Albrecht Dürers bekannte Darstellung des Sündenfalls, sowie an Richard Wagners Opernstil lebhaft erinnert. —

Besonders der vorliegende Band zeichnet sich durch lebensvolle Persönlichkeits- und Sachauffassung und Darstellung aus. Frehtag hat eben hier oft unmittelbar aus